

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 20 (1993)

Artikel: Erinnerungen an das Leben in Stein im Toggenburg um 1905 : aus den Memoiren von Pfarrer Robert Rotach
Autor: Rüschi, Ernst G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen an das Leben in Stein im Toggenburg um 1905

Aus den Memoiren von Pfarrer Robert Rotach

Dr. Ernst G. Rüsch, Horn TG

Im März 1953 begann Robert Rotach, der ehemalige Pfarrer im Kirchkreis St. Mangen-St. Laurenzen in St. Gallen, unter der Überschrift «Mein Lebensgang» seine Erinnerungen zu schreiben. Aus diesen umfangreichen Memoiren, die eine Fülle von kirchen- und kulturhistorischen, auch familiengeschichtlichen Materialien enthalten, drucken wir einige Abschnitte über seine Erlebnisse als evangelischer Pfarrer in Stein im Toggenburg in den Jahren 1904 bis 1908 ab.

Robert Rotach ist am 3. Februar 1881 in Herisau geboren.¹ Die Kindheit und Jugendzeit in seinem Heimatort beschreibt er in den Memoiren ausführlich; sie entwerfen ein farbenprächtiges Bild des Lebens und Treibens in Herisau in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Aus gesundheitlichen Gründen bezog er 1897 die Evangelische Lehranstalt in Schiers, wo er 1900 die Gymnasialbildung mit der Maturität abschloss. Unter dem Eindruck des hochverehrten Schierser Direktors Jakob Zimmerli wandte er sich der Theologie zu und studierte in Basel, Berlin und Marburg. Nach einem Vikariat in Osterfingen wurde er im November 1904 in Herisau ordiniert und trat gleich darauf seine erste Pfarrstelle im toggenburgischen Stein an.

1908 folgte er einem Ruf nach Neunkirch, wo er im Schaffhauser Kirchenrat mitwirkte und 1922 die kantonale Kirchenordnung schuf. 1922 wählte ihn die Kirchgemeinde St. Gallen-Zentrum zum Pfarrer an St. Mangen, später auch an St. Laurenzen. Hier wirkte der ausgezeichnete Prediger bis zu seiner Pensionierung 1947. Als Präsident des kantonalen Kirchenrats von 1943-1955 prägte er das Bild der evangelischen Landeskirche des Kantons in jenen Jahren wesentlich mit. Den Ruhestand verbrachte er in St. Gallen bis zu seinem Hinschied am 28. Juni 1960. Seit 1912 – also erst nach der Steiner Zeit – war er verheiratet mit Dorothea Christ von Basel.

Sie ging ihm 1960 wenige Tage im Tod voraus.

Die Memoiren umfassen 144 in sehr kleiner, stellenweise winziger Schrift eng beschriebene Seiten.² Die Niederschrift zog sich über einige Jahre hin. Leider bricht sie auf der Seite 144 mitten auf dem Blatt, mitten in der Zeile und mitten im Satz ab. So ist die Schilderung der für die Kirchengeschichte der Stadt St. Gallen überaus wichtigen Zeit ab 1922 unvollendet geblieben. Der Grund mag darin liegen, dass die Erzählung sich den Erlebnissen und Ereignissen näherte, an denen viele damals noch lebende Persönlichkeiten beteiligt waren, über die sich Robert Rotach nicht abschliessend aussern wollte. Umso wertvoller sind für uns die inhaltlich und formal abgerundeten, im frischen Erzählerton geschriebenen Abschnitte bis zum Übergang nach St. Gallen.

Die Aufzeichnungen über die Steiner Jahre 1904-1908 stehen auf den Seiten 72-83 des Manuskripts. Aus ihnen werden hier die Abschnitte von allgemeinem kulturhistorischem Interesse, insbesondere über das religiöse Brauchtum der Zeit, wiedergegeben. Längere Ausführungen über Persönlichkeiten und Familien, auch über allerlei Dorfzwistigkeiten, sowie über die Pfarrer-Kollegen und über theologische Diskussionen der Zeit mussten weggelassen werden, da zu ihrem Verständnis grössere Erläuterungen nötig gewesen wären. Aber auch diese Auswahl wird den Leser erfreuen, lässt sich doch aus ihr manche lehrreiche Kunde über das Leben in einem kleinen Toggenburger Dorf zu Anfang unseres Jahrhunderts entnehmen.

Der ältesten Tochter des Verfassers, Frau Wi-bratha Voigt-Rotach in Vaduz, und dem Besitzer der Memoiren, Herrn Dr. Laurenz Rotach in Thun, einem Enkel des Verfassers, gebührt der Dank für die Erlaubnis, Abschnitte aus den Memoiren zu veröffentlichen.

In Stein 1904-1908

[Nach der Schilderung der Ordination am 13. November 1904 in der Kirche von Herisau fährt Robert Rotach fort]:

Und dann ging es mit Feuereifer an die Vorbereitungen zum Umzug. Schon im Juni war ja eine Anfrage von Pfarrer Karl Linder in Stein im Obertoggenburg³ gekommen, und bald erhielt ich von der Kirchenvorsteherchaft die Anfrage, ob ich «die dortige Pfrund» übernehmen wolle. Es war die Zeit des grossen Pfarrermangels, da Kirchenpfleger in den Hochschulen erschienen, um Kandidaten abzufangen. Ich hatte keinen Grund, «nein» zu sagen, trotzdem mir der Ausdruck «Pfrund» nicht recht gefallen wollte. Ich liess mir aber sagen, dass das Wort «Pfrund» von «praebenda» herkomme,⁴ und ich nahm es so, dass mir da eine Arbeitsmöglichkeit «gewährt» werden solle. So sagte ich «ja», und ohne dass mich ein Kirchenvorsteher je gehört oder auch nur gesehen hatte, wurde ich auf blosse Empfehlung von Herrn Pfarrer Linder, der mich ebenso wenig kannte, einstimmig gewählt. Der Konkordatsprüfungs-kommission⁵ teilte ich mit, dass ich die Wahl angenommen habe, nicht aus Mutwillen, sondern aus durch den Pfarrermangel verursachten Zwang. Wie arg so ein Pfarrermangel sich auswirken kann, sah ich während meiner Steiner Zeit. Der katholische Pfarrer von Stein kam auf den Ricken; für Stein hatte der Bischof von St.Gallen einfach keinen Priester. So zog ein bärtiger Mann mit Familie ins katholische Pfarrhaus für ein paar Wochen. Der predigte und gab Unterricht. Wie man's mit der Messe hielt, weiss ich nicht; jede Woche kam einmal ein Kapuziner.⁶ – Ich selbst wollte Stein schon fast wieder untreu werden, bevor ich dort gewesen bin. [Es folgen Notizen über gleichzeitige Anfragen an andere Stellen]. Ich habe meinen Vater wohl kaum einmal so im Zorn gesehen wie damals, als ich ihm von der Möglichkeit sprach, auf Stein zu verzichten. Auf alle Fälle war es das letzte Mal, dass er mich so richtig ausschalt, und das aus dem Grunde, weil ich so etwas überhaupt nur in Erwägung ziehe. Es widersprach seiner anerkannten Rechtlichkeit, das was er «Wortbruch» nannte, nur zu denken. Ich habe es noch oft als Gnade Gottes gepriesen, dass mir eigenwillig versuchte Wege versperrt wurden und ich nur ohne alles eigene Wählen klarer Führung zu folgen hatte.

So zog ich denn fünf Tage nach der Ordination, Freitag, den 18. November 1904 in meiner ersten Gemeinde Stein im oberen Toggenburg ein. Die Gemeinde, eine Talstufe höher als Nesslau, ungefähr 850 m über Meer gelegen, gewährt einen freien Blick auf die Churfürsten, auf die Pyramide des Speers und den trotzigen Mattstock. Kurz vor meinem

Einzug hatte ein Blitzschlag auf dem zweizipfligen «Guggeien» ein Feuer entzündet, das sich unheimlich verbreitete und den stotzigen spitzen Berg in eine Art feuerspeienden Vulkan verwandelte. Glühende Steine rollten bis zu den höchstgelegenen Wohnstätten. Die Männer taten, was sie konnten. Sie erzählten mir hernach, alles hätte nichts genützt, bis der katholische Pfarrer mit heiligem Salz hinaufgestiegen sei; in der Nacht darauf hätte ein majestäisches Gewitter den Brand gelöscht und die Gefahr beseitigt.

Mein Einzug vollzog sich folgendermassen. Von Herisau über Wil bis zur damals letzten Bahnstation Ebnat-Kappel fuhr ich allein. In Ebnat erwartete mich eine zweispännige Kutsche mit Kirchenvorstehern. Äusserlich in stolzem Aufzug, innerlich mit bänglichem Beben, fuhr ich an Krummenau, Neu St.Johann und Nesslau vorbei. Als man die Gemeindegrenze überschritt oder vielmehr überfuhr, fingen die drei Kirchenglocken zu läuten an. Wie wir nachträglich erfuhren, hatte sich ein komisches Zwischenspiel ereignet. Als eine geschlossene Kutsche gesichtet wurde, fingen die Glocken zu läuten an; die vor dem «Ochsen» harrende Volksmenge und Jugend starre neugierig nach dem, was kommen sollte. Da öffnete sich das Fenster der Kutsche, ein roter Kopf streckte sich heraus und eine höhnische Stimme rief: «I bi nöd de Pfarrer; de Pfarrer chonnt witer hene». Es war der von einer Bezirksgerichtssitzung kommende Gemeindeammann von Alt St.Johann. Ungefähr eine Viertelstunde später kam dann die «richtige» Kutsche. Mit freudigem Zuruf begrüsst, bestieg ich das Treppenpodest beim 1946 in der grossen Feuersbrunst⁷ abgebrannten «Ochsen» und hieß eine kurze Begrüssungsansprache. Dann ging man zu einem kleinen Imbiss ins Wirtshaus und hernach geleiteten mich die Kirchenvorsteher hinauf ins kleine Pfarrhäuschen.⁸ Das hatte meine gute Mutter vorher aufs lieblichste eingerichtet und mit dem Nötigsten versehen. Als der Möbelwagen angekommen war, sammelten sich ein paar junge starke Männer um ihn, räumten ihn aus und trugen die Möbelstücke und Kisten auf hartem Nacken den steilen Berg hinan zum Pfarrhaus. Die Hebamme half beim Einräumen und sagte: «Was noch fehlt, ist eine Laterne. Die muss der Pfarrer haben; denn wenn der Mond versagt, ist es stockfinster.» Mein Vater sandte mir dann eine Handlaterne, und sie hat mir auf nächtlichen Gängen gute Dienste getan. [...]

Sonntag, 20. November 1904 war dann die Installation durch den damaligen Toggenburger Dekan, Pfarrer Rothmund von Niederuzwil.⁹ Am Abend fand im «Ochsen»-Saal ein Gemeindeabend statt. Da waren die beiden Nachbarpfarrer, Ernst Schnyder in Nesslau und mein Freund von Herisau, Ge-

org Alder in Alt St.Johann, anwesend.¹⁰ Der katholische Pfarrer Giger kam erst später. Er war an dem Tage vom Bezirksgericht zu einer Busse verurteilt worden, die ungefähr die Hälfte seiner Besoldung ausmachte, weil er – im Rückfall – ein Italienerpaar ohne vorherige Ziviltrauung getraut hatte. Das geschah nicht aus Widersetzlichkeit, sondern aus Leichtgläubigkeit.¹¹ Die Busse wurde ihm zum Glück vom «gnädigen Herrn» in St.Gallen¹² ersetzt. Er hielt dann eine lustige Rede, in der er seinen Namen erklärte. Ich hatte in der Folge das beste Verhältnis mit ihm, wie überhaupt das Verhältnis unter den beiden Konfessionen ein recht friedliches war. Ich habe ihn gelegentlich zum Abendessen eingeladen, und er lebte wohl an unserem bescheidenen Tisch, weil er einen noch bescheideneren hatte (Kakao hatte er noch nie zu sehen bekommen). Auf Kontrovers-Gespräche haben wir uns selten eingelassen. Einen Span haben wir schnell aus dem Wege geräumt. Wir hatten ja unsere Kirche gemeinsam.¹³ Nach dem katholischen Gottesdienst wurden Türen und Fenster geöffnet, auch im Winter – es gab ja keine Heizung – damit sich der Weihrauch verziehen konnte. Der katholische Mesmer nahm das Kruzifix von der Kanzel und brachte das ewige Licht in die Sakristei. Der evangelische Mesmer hinwiederum befestigte das Kanzelbrett an

der mächtigen, für die kleine Kirche viel zu grossen, blau und goldenen Kanzel und legte die Bibel darauf. Weil die Protestanten drei-fünftel Anrecht an die Kirche hatten, die Katholiken nur zweifünftel, war der Kirchenschmuck sehr bescheiden und die Bilder beschränkten sich auf ein paar wenige, die evangelische Geschichten darstellten. Der Taufstein aus schwarzem Säntis-Marmor war gemeinsam und trug darum die Inschrift: «Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe»¹⁴. Nun sah ich, wie ich einmal werktags in die Kirche hineinging, dass der Taufstein weiss angemalt und der goldene Spruch unter der Farbe verschwunden war. Ich ging sofort zum Pfarrer Giger und fragte ihn nach dem Grund dieser «Erbleichung». «Ach, bei euch Protestanten muss doch alles so düster-ernst aussen; weiss ist doch die Farbe der Unschuld.» Darauf ich: «Nein, nein, lieber Herr Pfarrer, Ihnen war der Spruch im Weg; nicht wahr, Sie sorgen dafür, dass der Taufstein am nächsten Sonntag wieder im alten Zustand ist; sonst müsstet wir unsern Maler Hüberle beauftragen, ihn auf Ihre Kosten wiederherzustellen.» Am nächsten Sonntag war die Sache in Ordnung. – Pfarrer Giger war Exorzist¹⁵ und wurde etwa auch von Protestanten für Mensch und Vieh in Anspruch genommen. Ich habe ihn etwa nächtlich im Kirchenkleid über die Wiesen gehen sehen, nicht zu einem



Das Kirchdorf Stein sonnenhalb, um 1910. Die damals noch paritätische Kirche mit 1902 erstellem Eternitdach, rechts reformiertes Pfarrhaus, in welchem Pfarrer Rotach gewirkt hatte (vor Neubau um 1910), links aussen ehemals katholisches Schulhaus. – Foto Albert Lichtensteiger, Dietfurt.

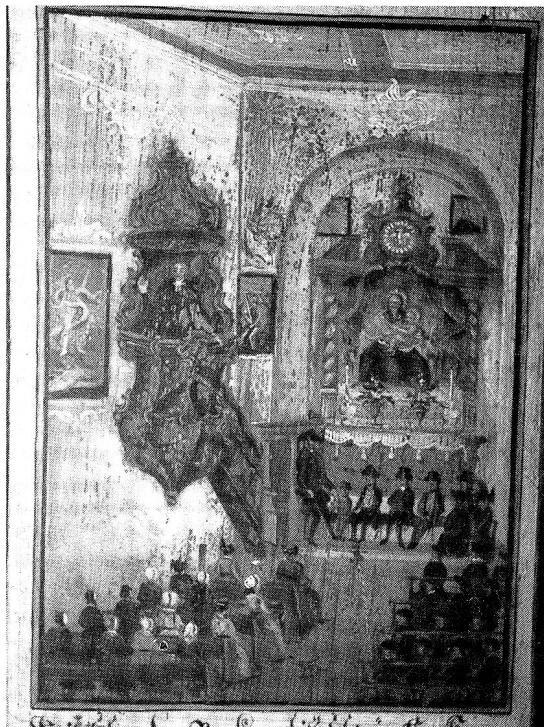
Versehgang,¹⁶ sondern in ein Haus, wo ein diphteriekrankes Kind war, oder in einen Stall. Jeden Winter litt er an Gesichtsrose, wohl verursacht durch die kalte Kirche. Ich sagte ihm einmal: «Wir sollten eigentlich tau-schen; ich muss für gewöhnlich nur einmal in der Woche in die Kirche und wohne dicht nebenan. Sie müssen jeden Morgen früh von Ihrem Pfarrhaus unten an der Thur den steilen, eisigen Weg hinauf zur Kirche.» Er: «Das ist recht so; der Herrgott muss mir meine Beschwerden doch anrechnen.» Einmal traf ich ihn mit ganz zerkratztem Gesicht; er wollte mir den Grund nicht angeben. Ich hörte dann, er hätte eine Nachbarin als Hexe bezeichnet, und sie hätte sich dann ihm gegenüber als solche bewiesen. An einem Betttag bemerkte ich, wie im katholischen Nachmittagsgottesdienst eine Anzahl junger Männer wiederholt zur einen Tür hinein und zur andern hinaus gingen. Auf meine Frage nach dem Sinn erhielt ich die Antwort: «Mir händ e schöis Heerli» (einen artigen Pfarrer). «Wir sind doch den ganzen Sommer auf der Alp gewesen und konnten nicht in die Kirche gehen, und nun ist es uns erlaubt, so viel mal wie wir gefehlt haben, ein und aus zu gehen.» Damit war der Gerechtigkeit Genüge getan. Übrigens war der Aberglaube bei manchen Protestanten nicht geringer. Nicht nur traf man bei Protestanten Ställe, über deren



Taufstein in der reformierten Kirche Stein, datiert 1688, bis 1929 von beiden Konfessionen benutzt. Schwarzer Säntismarmor mit folgendem Spruch: «Ein Herr, Ein Glaub, Ein Tauff, Ein Gott».

Eingang C. M. B. stand (Caspar, Melchior, Balthasar),¹⁷ sondern ich entdeckte auch einmal, wie unser Mesmer mit dem Abendmahlbrot vom Karfreitag einen schwunghaften Handel trieb; die Bauern benützten es als Abwehrmittel gegen Viehseuchen. – Pfarrer Giger wurde dann gegen Ende meiner Steiner Zeit nach Ricken versetzt, und an seine Stelle trat nach langer Vakanz ein Pfarrer, mit dem ich kaum mehr Beziehungen hatte. Der katholische Verwaltungsrat lud mich ein, Pfarrer Giger in der Kutsche das Geleit bis Ebnat zu geben. Dort sagte er mir: «Ich werde immer an Sie in der Messe denken.» Er ruht nun schon längst im Bergfriedhof auf der Passhöhe von Ricken, und so oft ich vorüber fahre, gedenke ich seiner als einer arglosen Seele im Besten.

Die Gemeinde Stein zählte, als ich dort war, ungefähr 350 evangelische Einwohner (jetzt ist sie noch kleiner geworden, und das Verhältnis der Konfessionen ist halb zu halb, während zu meiner Zeit die Zahl der Katholiken bedeutend kleiner war). Ich erinnerte mich an einen Ausspruch von Pfarrer Graf in Schwellbrunn,¹⁸ der mir einmal sagte, man müsse in einer solchen Gemeinde wissen, wo in jedem Haus der Ofen stehe. Dieses Wissen wollte ich mir nun erwerben. Zunächst musste ich wissen, in welchem Haus Evangelische und in welchem Katholiken wohnen (mit verschwindend wenig Ausnahmen wohnte nur eine Familie in jedem Haus). Mit Hilfe der im Nachbarhaus wohnenden Hebamme, des Vizepräsidenten der Kirchenvorsteherchaft (Präsident war ich, wie es noch fast im ganzen Kanton üblich war, den Pfarrer zum Präsidenten zu wählen; daneben war ich auch noch Präsident des evangelischen Schulrates und wurde als solcher vom Bezirksamann in meiner Studierstube vereidigt) und meiner Nachbarn merkte ich mir die katholischen Häuser und Geschlechtsnamen. Die Protestanten hießen Bohl, Hüberle, Bösch, Forrer, Ammann, Giger, Scherer, Roth, Egli, Stauffacher. Sie wohnten nach alemannischer Besiedlungsart zerstreut. Eine Häusergruppe war und ist noch an der Toggenburger Staatsstrasse um die Thurbrücke herum, eine andere, «Dörfl» genannt, links der Thur mehr bergwärts, eine dritte rechts der Thur am Abhang um Kirche und Schulhäuser herum und eine vierte in der sogenannten «Breitenau» (ursprünglicher Name der ganzen Siedlung; leider zu Gunsten des so leicht verwechselten, aus Starkenstein, dem Namen der noch als Ruine vorhandenen Burg Montfort verkürzten «Stein» verdrängt). Die meisten Häuser aber sind einzeln zerstreut auf der «Stiegen» gegen die Nesslauer Laad hinauf dem bisweilen verhängnisvollen Dürrenbach entlang, unter dem südlichen Häderberg, dem östlichen Schindelnberg, auf dem gegen den Stockberg



Paritätische Pfarrkirche in Stein während eines Gottesdienstes. Auf der Kanzel Pastor Johann Lutz. Im Chor Barockaltar. Rahmenbildchen auf dem Brautkasten von Pfarrfrau Anna Barbara Wittenweiler, 1810. Privatbesitz Degersheim.



Rokokokanzel um 1770 aus der paritätischen Kirche Stein, jetzt in der 1929 geweihten katholischen Kirche an der Thur. Die ehemals blaue Grundfarbe und das Gold der Rocaille sind einer gelbtonigen Übermalung gewichen.

zu gelegenen Hinterberg. Die Leute sind durchaus freundlich, zutunlich, freuen sich über den Besuch des Pfarrers, suchen ihn zu bewirten, wobei mir meine unüberwindliche Abneigung gegen Milch und ähnliches, wie auch gegen aus Schweineblut bestehende Suppe nicht förderlich war. Beim Empfang heisst es: «Sönd willkomm i d'Stobe» und beim Abschied «Chönd zue nis». Fast in jedem Bauernhaus steht im Untergemach eine Stickmaschine. Milchwirtschaft und Hausindustrie haben den Bergbauern ein auskömmliches Leben ermöglicht. Leider muss ich die Vergangenheitsform brauchen; denn die Stickmaschinen sind verschwunden, und die Milchwirtschaft allein auf diesen kleinen Berggütlein gibt kein Auskommen; darum die Abwanderung und das Leerstehen der obersten Bauernhäuser. Zu meiner Zeit liefen die Stickmaschinen gut, und die Kinder mussten vor und nach der Schule fast über Gebühr am Fädeln sein. Gute Nachbarschaft war fast durchwegs vorhanden. Man half einander (wie wären sonst die schweren Stickmaschinen in weglosem Gebiet in die höher gelegenen Häuser gekommen!), auch in Krankheitszeiten mit Pflegen und Wachen. – Während der Sommerwochen waren manche Bergbauern mit ihren Jungen auf der Alp, auf Selun, auf Neuenalp u. a. Ich habe sie jeden Sommer dort besucht. Die Kinder

kamen selbstverständlich auch von der Alp in die Kinderlehre, und als ich mich einmal einem Sennen gegenüber anerkennend äusserte, dass die Kinder den dreistündigen Weg zur Kinderlehre machten, sagte er: «Was mai net Ihr; mer mönd au z'fresse ha.»

Ich habe mich nicht zu beklagen gehabt über mangelndes Vertrauen trotz meiner Jugend. Mein Vorgänger, Herr Pfarrer Karl Linder [...] war zwanzig Jahre in Stein gewesen und mit der Gemeinde so verwachsen, dass die meisten sich zunächst Stein nicht ohne Pfarrer Linder denken konnten. Er hat es mir aber auf alle Weise leicht gemacht, ihm nachzudienen. [...]

Meine Besoldung, 2500 Franken, bekam ich vierteljährlich immer in Gold ausgezahlt, was sehr schön aussah, aber den Nachteil hatte, dass man auf der Post wegen der Notwendigkeit des Wechselns eine Art Kontrolle ausüben konnte über fast jedes Zwanzigfrankenstück, das ich ausgab. [...]

In öffentlichen Angelegenheiten habe ich mich verschiedentlich betätigt. Ich wurde in die Rechnungsprüfungskommission berufen und hatte den schriftlichen Bericht zu erstatten. [...]

Die private Elektrizitätsgesellschaft Nesslau hatte Pläne ausarbeiten lassen zur Erweiterung ihres Werkes. Nach diesen wäre der ganze Talgrund von Stein in einen Stausee

verwandelt worden. Ich sprach in einer Versammlung heftig dagegen, veröffentlichte im «Tagblatt der Stadt St.Gallen» einen Protest gegen diese Absicht. Der Plan wurde aufgegeben, vermutlich aus finanziellen Gründen. Als Präsident des Kur- und Verkehrsvereins bemühte ich mich, die idyllische Thurinsel beim Einfluss der «Weissen Thur» zugänglich zu machen. Die Schnaken haben die gute Absicht zu Schanden gemacht. Die Kurgäste im Sommer brachten manche freundliche Bekanntschaft und Anregung. Eine Schaffhauser Familie wohnte im Nachbarhaus, tat unsren Leuten viel Gutes und lud einmal unsere paar Konfirmanden zu einer Reise nach Schaffhausen ein. In der bei meinem Einzug noch im Bau befindlichen «Pension Forrer», jetzt «Rothenstein», wohnten manchmal interessante Gäste. [...] Es waren meistens Leute, die die Stille von Stein in der damals noch autolosen Zeit schätzten. Oft hörte ich den Ausruf: «Welch ein Friede in diesem Dörfchen!» und ich dachte: «Ja, wenn ihr wüsset!» Selber hatte ich oft Besuche. Meine Mutter kam gern für ein paar Tage, manchmal unangemeldet, um mich zu überraschen, und mich dann nicht vorfindend. [Ein Freund aus der Studienzeit in Basel] kam einmal als Leutnant im schneereichen Winter 1906. Er konnte vom ersten Stock des Pfarrhauses eben ins Gärtlein heraustreten. Wir machten einen Marsch nach Wildhaus und gegen den Schönenboden; plötzlich strauchelte er, und als wir nachschauten, war

der «Stein des Anstosses» die Spitze des Wegweisers. In der Zeitung wurden die Schüler ermahnt, nicht an den Telegraphendrähten zu turnen, und die Post fuhr hoch über dem Geländer der Thurbrücke. Noch zu Pfingsten war schattenhalb viel Schnee, während im Rheintal, wohin ich zu einer Pastoralgesellschaft fuhr, schon die Rosen blühten. [...] Mit der Predigt hatte ich viel Mühe; ich hatte aber auch viel Zeit zur Vorbereitung. Gleich nach meinem Einzug kam ich aber stark ins Gedränge. Es war doch gleich Weihnacht, dann Silvester und Neujahr. Ich sass noch an der Neujahrspredigt, da kam von Nesslau ein Eilbote, ich musste gleich nach Nesslau kommen und die Silvesterabendpredigt halten, da Pfarrer Schnyder stockheiser sei. Schlecht vorbereitet kam ich in die dichtgefüllte grosse Kirche und hielt mein armseliges Sprüchlein. Ich habe dann noch oft in Nesslau gepredigt, und die Nesslauer sagten später: Es ist wider Erwarten doch noch etwas aus ihm geworden. [...]

Trauungen und Bestattungen waren eine Haupt- und Staatsaktion; ihre Seltenheit liess mich nicht zum Routinier werden. Die Trauungen waren meistens im Herbst und zwar morgens früh nach 5 Uhr, weil die Brautleute noch nach Ebnat auf den ersten Zug wollten. Mit einer Stehlampe bewaffnet, ging ich in die Kirche, stellte die Petrollampe auf den Taufstein und bemühte mich, die noch einen weiten Weg vor sich habenden Brautleute nicht zu lange hinzuhalten. – Der



Stein. Heutiges reformiertes Pfarrhaus und reformierte Kirche (bis 1929 paritätisch) mit spätgotischem Turm. Ganz links Gemeindearchiv. – Foto B. Anderes, Rapperswil.



Dorf Stein mit beiden Dorfteilen sowie reformierter und katholischer Kirche. Flugaufnahme vor dem Dorfbrand 1947. – Photoglob, jetzt im eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege.

Unterricht mit dem kleinen Schärlein Präparanden und Konfirmanden war heimelig, meist in meinem Studierzimmer. Viel Freude machte mir die Kinderlehre. Was für ein malerisches Bild, die Buben in ihrer Sennentracht mit der roten Weste und goldig glitzernden Hosenträgern! Wenn einer melken konnte, erhielt er den dicken silbernen Ring an den kleinen Finger, und wenn er auf der Alp als Zusenn gewesen war, die goldene Kelle ins eine Ohr. – Während des Gottesdienstes wanderte der Rosmarinstrauss bei den Frauen von Hand zu Hand; jede roch daran und gab ihn weiter. Die Männer, die im Chor sassen, legten ihre Hüte ungeniert auf den katholischen Altar. Beim Abendmahl machten die Frauen einen tiefen Knix. Auf dem Abendmahlstisch stand eine blecherne Opferbüchse, in die jeder Teilnehmer vor dem Empfang des Brotes einen Zwanziger einlegte. Das war mir zuwider, und ich stellte den Brauch ab. Das hatte zur Folge, dass ein harter Bauer, was wohl noch nie vorgekommen war, aus der Kirche austrat mit der Begründung: Wenn man so etwas einfach abschaffen kann, ist es mit allem anderen nichts.

Jedes Jahr wurden die Kirchensitze versteigert;¹⁹ das war ein wichtiger Posten in der Kirchenrechnung. Für den Pfarrer hatte dieser Brauch den Vorteil, dass er «die sah, die nicht da waren». [...]²⁰ Wir hatten in Stein konfessionelle Schulen, also zwei Schulhäuser und zwei Lehrer. Das

katholische Schulhaus wurde in meiner Zeit gebaut. Die Schüler hatten trotz örtlicher Nähe nichts miteinander; sie haben nicht einmal miteinander gestritten oder sich Schneeballenschlachten geliefert; sie waren Luft füreinander. Als ich einmal Pfarrer Giger den Vorschlag machte, man könnte doch miteinander turnen, war er ganz dagegen. [...]

Ferien habe ich in Stein natürlich kaum einmal gemacht, vielleicht zwei Tage in Herisau oder in Schiers oder in Basel, einmal fünf Tage in Lugano (das erste Mal im Tessin!). [...]

Jeden Herbst ging ich auf den Speer, eine herrliche Tour. Zweimal machte ich mit den Konfirmanden ein kleines Reischen, einmal nach Schaffhausen, einmal nach Lindau, wobei mir das Unglück passierte, dass wir das letzte Schiff verpassten, auf der Eisenbahn über Bregenz heimkehren und noch spät zu Fuss von Ebnat nach Stein marschieren mussten. Manche hatten noch nie eine Eisenbahn gesehen, noch weniger ein Schiff. Die Reise kostete pro Person 5 Franken.

Von einer Untat muss ich noch berichten oder von zweien. Das Kirchen-Schindeldach war schadhaft. Die Fachleute behaupteten, der Dachstuhl vermöge Ziegel nicht zu tragen. Nesslau hatte aus dem gleichen Grund ein Eternitdach. Nun sollte Stein auch eines bekommen, womöglich kein geflecktes. Es bekam ein geflecktes, und bei der jetzigen sehr schönen Gestaltung des nun ganz der

reformierten Konfession gehörenden Gotteshauses ist das Eternitdach wohl solid, aber nicht eben schön. – Der Friedhof wollte mir nie recht gefallen. Ich liess einen Gärtner von Nesslau kommen, und im Einverständnis der beiden Kirchenverwaltungen gestaltete er den Friedhof einheitlich, verfuhr aber etwas gewalttätig.

Wenn's auf mich angekommen wäre, hätte ich es noch lange in Stein ausgehalten; denn mir war oft, ich hätte es wie der Graf von Württemberg und könnte mein Haupt in jedes Gemeindegliedes Schoss legen.²¹ Als ich dann mich zum Gehen entschloss, sagte mir ein wackerer Bauer treuherzig: «Das freut mich jetzt, dass Ihr geht, nicht weil Ihr mir vorig wäret; aber ich war immer der Meinung, in Stein müssten wir Pfarrer haben, die andere Leute auch wieder wollen.»

Anmerkungen

- 1 Hans Martin Stückelberger, Die evangelische Pfarrerschaft des Kantons St.Gallen, St.Gallen 1971, S. 54. Die Notizen Stückelbergers werden der tatsächlichen Bedeutung Robert Rotachs für die evangelische St.Galler Kirche in keiner Weise gerecht.
- 2 Im Auftrag der Nachkommen von Robert Rotach stellte der Herausgeber 1989-1990 eine Umschrift des oft schwer zu lesenden Manuskripts her. Sie liegt als private Vervielfältigung vor.
- 3 Stückelberger, S. 213 und 254.
- 4 Das lateinische Wort «praebenda» bedeutet: das was dem Priester zum Lebensunterhalt gewährt und dargereicht werden soll.
- 5 Die Prüfungskommission der im Konkordat über die gegenseitige Zulassung zum Pfarramt zusammeneschlossenen reformierten Kantonalkirchen der deutschen Schweiz, ohne Bern und Graubünden.
- 6 Akuter Priester- und Pfarrermangel ist also nicht erst eine Erscheinung unserer Zeit.
- 7 Der Brand von Stein geschah vielmehr am Palmsonntag 1947; Stückelberger, S. 214.
- 8 Auf dieses «Pfarrhäuschen» kommt Rotach im Abschnitt der Memoiren über Neunkirch nachträglich zurück: seinem Nachfolger in Stein habe «bald das von mir so geliebte schindelbedeckte Pfarrhäuschen, in dem es bei meinem Einzug kein Wasser und kein elektrisches Licht gab, in das man beides und dazu neue Öfen installiert hatte und das trotz seiner Kleinheit doch viel Raum bot, nicht mehr gepasst, sodass ein neues, nach meinem Urteil nicht zur Kirche passendes und viel unpraktischeres Haus unter grossen Opfern gebaut werden musste.»
- 9 Stückelberger, S. 311.
- 10 Stückelberger, S. 218 und 209, 255.
- 11 Seit der Einführung des weltlichen Zivilstandes durch die Bundesverfassung von 1874 ist es den Geistlichen aller Konfessionen untersagt, eine kirchliche Trauung ohne vorausgehende zivile Trauung zu vollziehen. Dies widersprach vor allem dem damaligen katholischen Verständnis des Ehesakraments. So ganz nur aus Leichtgläubigkeit hat Pfarrer Giger wohl nicht gehandelt.
- 12 D. h. durch den Bischof.
- 13 Das Paritätsverhältnis wurde erst 1929 nach dem Bau der katholischen Kirche an der Thur aufgelöst.
- 14 Die Inschrift des Taufsteins ist dem Epheserbrief, Kapitel 4, Vers 5 entnommen.
- 15 Kirchlich beglaubigter «Austreiber böser Mächte».
- 16 D. h. um einen Kranken mit den Sterbesakramenten zu versehen.
- 17 Das Segnungszeichen C M B bedeutet eigentlich: «Christus Mansionem Benedicat – Christus segne diese Behausung». Die Deutung auf die heiligen Drei Könige Caspar, Melchior, Balthasar ist ein volkstümlicher Erklärungsversuch.
- 18 Stückelberger, S. 221.
- 19 Der Brauch, einen eigenen Platz in der Kirche zu haben und ihn jährlich zu ersteigern, ist schon im Spätmittelalter nachweisbar. Er erhielt sich an manchen Orten bis in die Mitte unseres Jahrhunderts.
- 20 Es folgt die Aufzählung einiger «Charakterköpfe» unter den Kirchenbesuchern, u. a. «ein grundbraver Kirchenvorsteher, seine Frau ein gescheites Weiblein, das mir immer als Beispiel diente für die Tatsache, dass Leute durch Lesen in der Bibel urteilsfähiger werden als durch viel Schulbildung.» Erwähnt wird auch als «das bemerkenswerteste Gemeindeglied» Fräulein Anna Bohl, die Gründerin des Heims «Felsengrund» aus dem das heutige Männerheim des Blauen Kreuzes hervorging.
- 21 Das Zitat betrifft den von seinen Untertanen geliebten Grafen Eberhard im Bart, 1445-1496. Zitate aus der Geschichte flocht Robert Rotach auch häufig in seine Predigten ein.